

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal
(Fortsetzung.)

15. Kapitel.

Offene Karten.

Durch die stille Straße, in der Longfords Boardinghaus lag, schritt ein Mann in höchster Aufregung.

Er suchte die Hausnummern ab und wollte gerade in Longfords Wohnung eintreten, als sich eine Gestalt aus dem Dunkel des Hausflurs löste und höflich, aber bestimmt die Frage aussprach:

„Zu wem wünscht der Herr?“

Der Angeredete hielt erstaunt inne.

„Ich? Zum Boardinghaus von Mistress Smith. Bin ich hier irre gegangen?“

„Boardinghaus von Mistress Smith?“ wiederholte der andere. „Doch nicht zu Mister Longford?“

„Gewiß. Eben zu diesem. Aber wer gibt Ihnen das Recht, mich auszufragen?“

Der andere zog eine Blechmarke und eine Erkennungskarte hervor.

„Seattle, Kriminalbeamter,“ sagte er ohne Stimmaufwand. „Darf ich bitten, sich auszuweisen?“

„Gerne.“ — Er zog eine Ausweiskarte hervor, lautend auf den Hilfszenjor im Kriegsamt James Atterley.

„Danke. Das genügt. Der Herr kommen wohl in amtlicher Eigenschaft?“

„Selbstverständlich!“ log Atterley beherzt. „Ich wüßte gar nicht, daß Mister Longford so streng überwacht wird.“

„Ich darf wohl eintreten?“

„Bitte sehr.“

„Danke.“

Die Gestalt verschwand wieder im Dunkel.

Als das Zimmermädchen dem Hauptmann Atterleys Karte bringen wollte, mußte es mehrmals kräftig pochen.

Endlich gebot eine schlaftrunkene, nicht eben freundliche Stimme, einzutreten. Das Mädchen öffnete die Tür und war nicht wenig erstaunt, kein Licht in dem fast nächtlich dunklen Zimmer zu finden.

Aus der Sofaecke kam Longfords Stimme:

„Bitte drehen Sie das Licht an! Ich habe ein wenig geschlummert. Was ist los?“

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

Sie übergab Longford die Karte. Sichtlich erfreut hieß sie der junge Offizier, den Herrn hereinzuführen.

„Daß ist mir in der Tat in so hohem Maße erwünscht, Herr Atterley, daß Sie mich aufwecken kommen. Ich habe nämlich den Nachmittag verschlafen. Ein bißchen Aufregung gehabt nach dem Bund. Da schlafe ich stets grobartig darauf.“

„Wohl Ihnen. — Wenn ich mich aufrege, spüre ich das noch Stunden, oft Tage lang hinterher. In den Tagen meines großen Prozesses denke ich oft die ganze Nacht hindurch, was ich noch alles vorbringen könnte zu meinen Gunsten. Dann mache ich wieder Licht, lese, bis mir die Augen vor körperlicher Ermüdung zufallen, blase die Lampe aus, schließe die Augen, lehre mit meinen Gedanken wieder zum Mittelpunkt des fürchterlichen Kreises zurück, denke wieder an die Gegner, ihren vornehmen Advokaten Burnham, sehe im Traumbild die Gedanken fort, führe die gräßlichsten Auftritte mit ihnen durch, erwache entsetzt und in Schweiß gebadet, stecke wieder die Lampe an und — wiederhole das selbe Spiel, drei, vier, oft sechsmal in einer Nacht, bis der Morgen graut. Dann findet sich endlich der Schlaf; aber ich muß dann aufstehen und arbeiten . . . Ach, ich kann Ihnen sagen: manchmal schon habe ich es berent, daß ich damals Ihrem Rat gefolgt bin und von meinem Leichenbegängnis Abstand nahm. Es geht mir ja jetzt in mancher Hinsicht um vieles besser; sogar der Hauptprozeß hat sich inzwischen zu meinen Gunsten gewendet. Grund: Eine neue Perücke befaßt sich jetzt mit der Sache . . . Ich möchte am liebsten mit Falstaff sagen: Ich wünschte, es wäre Schlafenszeit, Heinz, und alles wäre gut. — Mein Gott, ich schwäche da mit Ihnen und habe Ihnen noch gar nicht erzählt, weshalb ich Sie jetzt überfalle. — Wissen Sie übrigens — ich muß schon wieder abschweifen —, daß Sie polizeilich überwacht werden, daß jeder Besuch, der zu Ihnen kommt, sich ausweisen muß?“

„Gewiß weiß ich das. Sie sehen, ich habe dabei ganz seelenruhig geschlafen. Es schläft sich bekanntlich nie sicherer, als wenn man sich gut bewacht weiß.“

„So ist das am Ende wahr?! Um Himmels willen, haben Sie den Verstand verloren, Herr Hauptmann?“

„Soviel ich weiß, habe ich meinen Verstand noch nicht verloren,“ versetzte Longford trocken. „Aber . . . war diese Frage der Zweck Ihres Kommens?“

Atterley fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Also, . . . also . . . ich verstehe das alles nicht mehr. Ist denn das überhaupt möglich? Aber das muß doch die Mißgeburt einer überhitzten Einbildungskraft sein . . . Nein, es ist — — —“

„Wollen Sie mir nicht vielleicht sagen, was die Mißgeburt sein soll.“

Atterley jagte kreuz und quer durchs Zimmer.

„Ach, es ist ja verrückt. Sie sollen gar nicht Longford heißen und überhaupt ein Spion sein.“

„Das ist nichts Neues. Das sagte mir heute nachmittag sogar der Minister ins Gesicht, und zwar in vollem Ernste.“

„Der Mann ist geisteskrank.“

„Wer? Der Minister oder ich?“

„Und ich kann's bei alledem noch werden.“

Er warf sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Ja, Kapit'n, ahnen Sie denn gar nicht, was sich für ein Unwetter über Ihrem Haupt entladen will?“

„Meine Ahnungen sind recht friedlich. Ich habe das Gefühl jener Beunruhigung, wie sie etwa ein Landmann nach getaner Arbeit hat.“

Atterley ward feierlich.

„Mister Longford, Sie haben mir einmal in unheimlicher Weise geholfen. Sie haben mir dabei verraten, daß Sie geheime Widerfacher fürchten. Ich kann Ihnen den Dienst, den Sie mir geleistet, heute wieder teilweise vergelten. Ich habe heute unter der holländischen Post einen Brief gefunden, der Ihr Verderben sein kann. Offenbar hat der Minister unsern Konsul in Rotterdam veranlaßt, nach Ihrem früheren Aufenthalt dort Nachforschungen anzustellen und ihm persönlich in seine Wohnung Bescheid zu geben. Das letztere ist ein Glück für Sie. Sonst hätte ich den Brief gar nicht zu sehen bekommen; denn Briefe an Behörden gehen nicht durch die Hände der Zensur.“

„Nun, und was hat denn der brave Humphrey herausgefunden?“

„Sehr unangenehme Dinge. Er behauptet, Ihr ganzes Auftreten sei — werden Sie nicht ungehalten! Aber er schreibt so wirklich! — Schwindel gewesen. Die Familie Drey oder Droy seien deutsche Kundschafter und Sie sicherlich auch. Ich kann Ihnen nur raten: Fliehen Sie, so rasch Sie können! Morgen früh erhält der Minister den verhängnisvollen Brief mit der ersten Post zugestellt, und was dann geschieht . . . ?“

„Und wie denken Sie über den Fall?“ sagte Longford, so leichtsinnig und übermütig es ihm möglich war.

„Er ist jedenfalls ernst genug. Ich begreife nicht, daß Sie noch scherzen können. Mich persönlich hat es ja nicht zu kümmern, ob Sie ein Spion sind oder nicht. Ich war Ihnen zu Dank verpflichtet und habe diese Dankeschuld jetzt abzutragen versucht.“

„Sie sind ein guter Mensch!“ sagte Longford fast gerührt und reichte ihm die Hand. „Ja, es nützt nichts mehr. Mein Tagewerk ist hier vollbracht. Ich will mit offenen Karten spielen. Mein Name ist nicht Longford. Ich heiße Paul Kersten und bin ein preussischer Hauptmann. Der Minister wird Ihnen das im wesentlichen bestätigen können. Ich sehe keinen Grund, es Ihnen, der mich in dieses Land eingeführt, noch länger vorzuenthalten.“

„Das ist . . . das ist ja fürchterlich. Sie sind ja ein Kind des Todes!“

„Das sind wir alle, Mister Atterley! Wir vergessen es nur zu Zeiten!“

„Und Sie können so ruhig und heiter sein?! Warum fliehen Sie denn nicht?“

„Das hat mir mein Vorgesetzter von gestern, der Minister, verboten!“

„Sie machen Witze, Herr Hauptmann? In Ihrer Lage? — Und ich bekomme Herzkrämpfe, wenn ich Ihre Lage überdenke!“

„Lieber Mister Atterley, das ist doch weit besser, als wenn Sie Witze machten und ich Herzkrämpfe bekäme.“

(Fortsetzung folgt.)

Feindflug.

Curt Reinhard Diez.

Im Fliegerkafé herrschte eine ausgelassene Lustigkeit, als Rittmeister von Bühren eintraf. Freiherr von Ellerkamp von der Jagdflügel hatte seinen dreißigjährigen, Leutnant Sievers seinen ersten Gegner abgeschossen. Man feierte. Der Manöverführer, der seit kurzen die Feldfliegerabteilung führte, blieb am Aufseherley Ende des Tisches stehen. Prägend überblickte er die ganze Tafel, als wie wenn er jemanden suchte. Dann klingelte er mit dem breiten Siegelring an eines der ungefüllten Gläser.

„Gestatten Sie, daß ich Sie einen Moment störe. Es ist sofort ein Aufklärungsflug zu machen. Ich suche Freiwillige dafür — Sie werden verstehen, was das bedeutet. Zwei Apparate sind bis jetzt bei der Sache verloren gegangen. Leutnant Elbs ist von einem Fluge schwer verwundet zurückgekehrt — dank der Geistesgegenwart des Führers überhaupt zurückgekehrt. Da können Sie sich ungefähr denken, worum es sich handelt. Ich benötige nur noch den Führer. Graf Poppenhusen hat sich bereits erboten, als Beobachter mitzugehen.“

Man hatte ihm aufmerksam zugehört. Hier und da sprangen ein paar Herren auf. Vom untersten Ende der Tafel klang eine feste, entschlossene Stimme heraus. „Ich bitte sehr darum, den Flug machen zu dürfen.“

Bernb Abeloff blickte dem Rittmeister fest in die Augen. Noch einmal wiederholte er seine Worte.

„Ich bitte sehr darum.“

Es klang fast wie eine Drohung . . . oder ein Befehl, nicht wie eine Bitte. Ein paar von denen, die sich hatten melden wollen, nahmen wieder an der Tafel Platz; sie wußten ganz genau, daß, wenn Abeloff, der kühlste und tollste von allen, sich darum bewarb, einen Flug machen zu dürfen, er immer ausgewählt wurde. Besonders in einem solchen Falle. Der Mann nickte dem Flieger zu. „Ich danke Ihnen, Abeloff. Sie müssen in zwanzig Minuten startbereit sein.“

Der andere verneigte sich leicht. „Ich werde fertig sein, Herr Rittmeister.“

Die schlanke, schlaffe Gestalt straffte sich. Ueber das braun-gebräunte, hagere Gesicht mit der kühngeschwungenen Albernase legte sich plötzlich ein kalter, bitterer Zug. Er blickte auf die Uhr: fünf Minuten vor fünf . . . Hastig leerte er sein Glas, grüßte kurz und ging.

Brennende Sommerhitze lag mit sengenden Strahlen über dem Land. Dampfes Donner der Geschütze grollte von der Front herüber. Bernb Abeloff schauerte zusammen: jetzt war es so weit. Seit vier Jahren hatte er sich diese Stunde ausgemalt, hatte er von dieser einen Stunde geträumt und geahnt . . . mit geheimem Wohlsein hatte er sich in einsamen Stunden ausgemalt, wie alles kommen würde . . . Und jetzt war sie da.

Nachd trat er in den Flugzugschuppen und ließ seine Maschine karmachen. Mechanisch kleidete er sich an. Draußen fragte jemand nach ihm. Er hörte, wie der Monteur den Angekommenen in den Schuppen wies. Es war der Beobachter. Hastig stülpte er den Sturzhelm über den Kopf und setzte die Schutzbrille auf. Er war fertig. Der andere trat auf ihn zu, die Hand an der Mütze.

Graf Poppenhusen —

Bernb Abeloff verneigte sich leicht. „Abeloff —“

„Ich habe schon von Ihnen gehört — man rühmt Ihre Fliegerkunst und Ihre Sicherheit.“

„Vielleicht sprach man zu viel. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

Bernb Abeloffs Stimme klang kalt und abweisend. Der andere schaute einen Moment betrocknet zu ihm auf, dann lächelte er leicht. „Sie sind auch lebensmüde, daß Sie sich gemeldet haben — mir hängt der ganze Krug zum Hals heraus.“

Der Flieger gab keine Antwort. Langsam schritt er um den Apparat und prüfte das Gerüste. Es war alles in Ordnung. Eine eisige Ruhe hatte ihn überkommen. Wie immer winkte er den Monteuren und wandte sich zu dem Grafen zurück. „Wir können aufsteigen. Ich bin fertig.“

Der Beobachter schleuderte den Rest seiner Zigarette weg und sprang in den Sitz. Abeloff sah bereits und prüfte den Motor. Ruhig, wie sonst immer, fasste er an jeden Hebel, jedes Rädchen tastete seine Hand noch einmal ab. Dann nickte er dem Monteur zu. „Aus!“

Der Mann in dem blauen, abgeschliffenen Leinwandkleid saßte den Propeller und begann ihn zu drehen. Bernb Abeloff wandte sich im Sitz zu dem Beobachter um. Seine Stimme klang ein wenig heiser vor verhaltener Erregung. „Nennen Sie mich, Graf — wissen Sie, wer ich bin?“

Der andere blickte erstaunt auf. „Nennen — gewiß kenne ich Sie. Sie sind Leutnant Abeloff von den Feldfliegern 19 . . .“

Der im Führersitz fiel ihm hart ins Wort. „Machen Sie keine Scherze, Graf. Ich meine: haben Sie nie einen Bernb Abeloff gekannt — früher einmal?“

Der andere schien zu überlegen. Er hatte so viel Menschen kennen gelernt in seinem Leben, bei den Gardehusaren, auf seinen Reisen . . .

Bernb Abeloff schob die Schutzbrille mit jähem Ruck auf die Stirn und schaute den Beobachter eine Sekunde lang durchdringend an. „Nennen Sie dieses Gesicht nicht mehr —“

Er konnte nicht weiter reden. Der Motor hatte gefaßt. Vor ihm sprang der Monteur zur Seite. Sein Ruck hieß Abeloff aufpassen.

Frei —!

Er schaltete die Zündung und den Anlasser ein. Der Motor arbeitete, ein Rucken und Zittern lief durch den gazellenschlanke Leib der Maschine. Der Propeller begann zu rasen. Abeloff blickte auf den Tourenzähler — 400 —

Freimachen!

Die Hebelklappe wurden weggerissen, der Apparat sprang an — zitterte, schaukelte — jagte vor — begann sich zu heben — kam noch einmal zur Erde, schlang sich hoch — stieg — höher, immer höher — er flog . . .

Graf Poppenhusen, der schlanke ehemalige Gardehusar, starrte wie gebannt auf den Mann vor ihm im Führersitz, der die jäh aufsteigende Maschine mit eiserner Ruhe meisterte. Was wollte er von ihm? Was sollten seine Fragen, sein eigentümliches Benehmen? Abeloff . . . er hatte den Namen schon einmal irgendwo gehört . . . Wo war es nur gewesen?

Die Taube schob mit rasender Geschwindigkeit in die Höhe. Der Höhenmesser sprang nur so hoch — 300 — 500 — 900 — Abeloff mütete dem Apparat viel zu viel zu Unruhig beobachtete Poppenhusen von seinem Sitz aus den ratternden Motor. Wenn er aussteigte, wären sie unrettbar verloren. Immer höher schraubte sich der Apparat der Sonne entgegen. Poppenhusen starrte unablässig auf die Maschine. Plötzlich weiteten sich seine Augen, weit beugte er sich vornüber zu dem Führersitz. Bernb Abeloff hatte die

Beichttafel über den Windschutz gehoben und sich jäh zu ihm umgewandt. Der Apparat schwannte und schaukelte von der plötzlichen Bewegung, legte sich leicht zur Seite. Adeloff lehnte sich in seinem Sitz um und trat an das Seitenruder; sofort stand der Apparat wieder senkrecht. In jähem Entsetzen starrte der andere auf die Tafel. Was wollte der da am Steuer von ihm? Was wollte er mit dem Namen? Was sollte die Frage? Er las:

Haben Sie Marga Ihmig gekannt?
Marga Ihmig — Herrgott, er kannte so viele, was wußte er, was das war. Was wollte der Mensch damit, jetzt, wo es vor dem Feind ging, wo jeder Nerv der eigenen Rettung gehörte! War der Mensch da vor ihm wahrhaftig geworden oder wollte er ihn —

Eine furchtbare Ahnung überkam ihn plötzlich, ein plötzliches, jähes Errinnern: Marga Ihmig — natürlich, das war sie, und der dort vorn —

Bernad Adeloff hatte die Tafel weggenommen und schob sie zum zweitenmal vor den Windschutz. Immer höher stieg der Apparat. Der Motor arbeitete ratternd, der Propeller bohrte sich tausend und wüthend in die Luft. Poppenhusen starrte auf die Tafel, kaum daß er die Buchstaben noch sehen konnte.

Dann kamen Sie auch mich!
Wie eine unerbittliche Drohung leuchteten die Worte zu ihm herüber. Bernad Adeloff sah regungslos im Führersitz und meißelte die Maschine — als wenn nichts los wäre. Poppenhusen fühlte den kalten Schweiß auf der Stirne. Jetzt wußte er alles. Er war verloren, wenn es der da vorne wollte; er hatte ihn in der Hand, konnte ihn vernichten. Und nicht ein Wort konnte er jagen . . .

Vor vier Jahren war es. In Berlin. Er hatte Marga Ihmig kennen gelernt, irgendwo auf einem Ball, einer Gesellschaft — er wußte nicht mehr, wo. Ihre seltene, raffige Schönheit hatten ihn auf den ersten Blick frappiert. Er begann ihr den Hof zu machen, bewarb sich augensällig um ihre Gunst. Sie merkte es, fand anscheinend Gefallen daran — kurzum, er tanzte fast den ganzen Abend nur mit ihr, sah sogar bei ihren Eltern am Tisch, brachte sie in der Nacht, als sie heimfuhren, zum Wagen. Als er in den Saal zurücktrat, hatte er den ersten Kuß und das Versprechen erhalten, sie wiedersehen zu dürfen. So hatte es damals angefangen. Hätte er geahnt —

Er schreckt fuhr er auf. Der Apparat hatte sich jäh auf die Seite gelegt, stand fast auf dem linken Flügel und jagte in wahrstimmiger Kurve nach links. Mit rasender Geschwindigkeit begann die Maschine zu fallen. Der Höhenmesser sank rapid. Den Gardehusaren überließ es eiskalt: der Mensch wollte wahrhaftig —

Der Apparat schwebte plötzlich wieder ruhig und ohne Schwanken. Der Motor arbeitete gleichmäßig wie vorher. Er blickte nach Bernad Adeloff. Da sah er dessen linke Hand im dickledernen Handschuh auf die Tafel gerichtet. Er hängte sich weit vor und las die wenigen Worte: „Sie haben mit Menschenherzen gespielt.“ Ihm schauerte. Der Mann da vorne war sein Feind geworden und ließ nicht nach. Er hatte sein Opfer gefunden. Und nun sollte er, der lustige, schmeidige Graf Poppenhusen, dem die Weiber nur so nachliefen — nun sollte er wegen einer solchen Liebchaft, wegen eines Flirts, den er einmal vor Jahren gehabt, ins Gras beißen! Wegen einer Spielerei —

Immer noch standen die paar Worte auf der Tafel an den Windschutz gelehnt und grinsten zu ihm herüber. Wie ein Totenkopfschädel es ihm, wenn er hinblickte und die weißen Buchstaben im schwarzen Felde vor seinen brennenden Augen ineinander verschwammen. „Sie haben mit Menschenherzen gespielt.“

Drei, vier Wochen hatte er Marga Ihmig fast täglich getroffen. Da kam ihr Bräutigam von einer Studienreise zurück — es war Bernad Adeloff, jener Bernad Adeloff, der da vor ihm saß, regungslos, ein Klotz von Eisen, und die Maschine dem Feind entgegenrieß. Eine Katastrophe war unausbleiblich. Aber es kam anders wie er gedacht. Er hatte gemeint, der andere fordere ihn vor die Pistole — nichts dergleichen kam. Eines Abends, als er Marga wie immer trat, warf sie sich tränenüberströmt an seine Brust. „Es ist alles aus mit Bernad. Er hat Reuehaftigkeit gefordert über alles — da habe ich ihm gesagt, daß ich ihn nicht mehr liebe, daß ich nur dich noch liebe. Ich habe ihm seinen Ring zurückgegeben — alles ist aus.“ Und unter Tränen lächelnd blickte sie zu ihm auf. „Jetzt bin ich frei, jetzt gehöre ich dir, Geliebter.“ Da war er jäh zusammengezuckt. Leidenschlaß war er geworden, so blaß, daß es ihm auffiel.

Er entschuldigte sich mit einem leichten Unwohlsein. Herrgott, da hatte er sich ja in eine schöne Klemme gebracht — so gerne er das Mädel hatte: heiraten — kein Gedanke! Marga Ihmig war arm — was man in seinen Verhältnissen arm nannte — und er brauchte eine reiche Frau, deren Geld ihm half, das Gut wieder hochzubringen, wenn er bei den Gardehusaren abankte; und eine Frau, die den Namen Poppenhusen zu tragen würdig war — eine Adelige. Gerne hatte er das Mädel ja — gewiß, wie man so viele geistreiche, hübsche Mädels gerne hatte, aber heiraten: niemals!

Der Apparat begann wieder langsam zu fallen. Nervös beobachtete er den Höhenmesser. Bernad Adeloff blickte durch sein Glas angestrengt unter sich zur Erde. Er hatte die Tafel weggenommen und warf hin und wieder einen Blick auf die Karte zu seiner Linken. Neben der Maschine trachte es plötzlich auf — Schrapnell. Dort weiter rechts noch eins — man war überm Feind. Der Führer machte ihm ein Zeichen mit der Hand. Es war

so weit. Poppenhusen hob das Glas an die Augen und starrte in die Tiefe. Hastig spannte er den photographischen Apparat. Die Taube begann jäh zu flitzen. Der Motor arbeitete fieberhaft, der Propeller rasste wie wahnsinnig. Immer tiefer, immer schneller sank die Maschine. Man konnte schon deutlich erkennen, was unten vorging. Direkt unter ihnen mußte die Batterie sein, die man suchte. Richtig — da — !

Ein paar Schrapnells plagten rechts und links, über und unter dem Apparat. Infanteriegeschosse schwirrten wie läufige Mücken vorbei. Die Maschine stand fast über dem Feind. Sie bewegte sich kaum vorwärts — sank nicht mehr, stieg nicht. Der Beobachter begann seine Arbeit. Amisste dreis-, viermal, zeichnete, markierte in der Karte.

Drunten wurden ein paar Kampfflugzeuge aus einem Schuppen gezogen und bemannt. Sechs, sieben Stück hingen auf. Jetzt war es höchste Zeit. Bernad Adeloff riß das Höhensteuer. Mit rasender Geschwindigkeit schraubte sich die Maschine hoch, höher, immer höher . . . und dann vorwärts. Der Motor rasste.

Einer der Feinde hatte sie erreicht. Poppenhusen riß das Maschinengewehr hoch und begann zu feuern. Drüben der Beobachter antwortete. Die Maschine jagte abwärts, stieg in tollen Spiralen über den Feind — der andere wehrte sich geschickt und variierte jeden Hieb. Bernad Adeloff hatte einen kleinen Vorsprung gewonnen — jetzt machte er scharf kehrt und jagte auf den Verfolger los. Der wich aus. Poppenhusen feuerte wie rasend. Plötzlich begann die französische Maschine zu flitzen, taumelte — überstülpte sich. Adeloff setzte äußerste Kraft ein. Die Verfolger blieben immer weiter zurück. Unter ihnen tauchten die deutschen Linien auf. Er ließ den Motor langsamer laufen — sie waren in Sicherheit. Mechanisch, instinktiv blickte Poppenhusen nach dem Führer. Er schauerte zusammen. Bernad Adeloff hatte sein Spiel von neuem begonnen und leuchtend grüßte ihm die Tafel vom Windschutz entgegen:

Sie haben mir mein Lebensglück gestohlet.
Poppenhusen sah sich an die Stirn. Gott war sein Zeuge — er hatte es nicht so gewollt, wie es dann gekommen war. Von jenem Tage an, da Marga mit Adeloff gebrochen, hatte er sich langsam zurückgezogen, hatte es ihr leise und vorsichtig zu verstehen gegeben: er konnte sie nicht heiraten. Sie durfte sich keine Hoffnungen machen. Und dann, an einem Sommerabend, herrlich und strahlend, wie es der heutige war, hatte er es ihr offen sagen müssen. Seine Verlobung mit einer anderen stand bevor. Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt und sagte ihr leise, schonend jedes Wort — wie zu einem Kinde sprach er. Was er erwartete: Tränen, Vorwürfe, Klagen, war ausgeblieben. Mit jähem Ruck hatte sie sich erhoben und blickte ihn verächtlich an. „Führen Sie mich nach Hause!“ Stumm schritt sie neben ihm her. Vergesslich redete er auf sie ein, versuchte sich zu entschuldigen — sie würdigte ihn keines Wortes. Am anderen Morgen brachte sein Bursche einen Brief, den man abgegeben hatte. Er kannte die Schrift. Hastig riß er das Kuvert auf und überlas die wenigen Worte.

Ich habe Dich unjagbar geliebt. Ich hatte Dir alles gegeben. Und Du hast mir alles genommen, alles. Ich sterbe dennoch mit Deinem Namen auf den Lippen.
Marga.
Am Mittag erfuhr er, daß sie sich durch einen Schuß in die Schläfe mit einem kleinen Revolver, den ihr Bernad Adeloff einmal schenkte, getödtet hatte.

Er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Das war seine Schuld. Seit dem einen Male hatte er Bernad Adeloff nie wieder gesehen, und nun hatte ihn der sofort erkannt. Mit geheimem Schaudern blickte er zu dem anderen hinüber. Eiskalt lief es ihm über den Rücken. Der dort vor ihm trieb sein tolles Spiel immer weiter. Während der Motor ratternd und höhrend arbeitete und die Maschine sich gegen den Wind vorarbeitete, hatte er der Tafel eine neue Aufschrift gegeben.

Wissen Sie, daß ich Sie vernichten kann, wenn ich will?
Ja, das wußte er. Bernad Adeloff hielt sein Leben ganz in der Hand. Und doch sahte ihn eine ohnmächtige Wut gegen den Mann da vor ihm — und ein seltsames Grauen vor dessen Macht. Langsam lehnte er sich weit in den Sitz zurück und schloß die Augen. Wachte nun kommen, was wollte —

Und da war es schon. Der Motor setzte aus, er fühlte, wie der Apparat mit rasender Geschwindigkeit zu sinken begann. Lebend drehte er die Zähne aufeinander, daß sein hartes, lidenloses Gebiß knirschte und trachte. Sekunden . . . Minuten . . . eine Ewigkeit . . . Immer noch nicht schlug die Maschine bestend und plitternd auf den Boden. . . Immer noch nicht. Jetzt — jetzt mußte es kommen. Jäh wühlte er sich aus, wie es sein werde: ein Krachen und Versen und Splittern und alles war aus. Man zog ihn, wie eine formlose Masse, unter den Trümmern des Apparates hervor.

Der Motor surrte plötzlich wieder leise. In elegantem Gleitflug schlang sich die Taube zu Boden. Die Räder hatten den Boden erreicht, ein Schüttern lief durch den Apparat, ein Wippen und Schwanken — die Maschine stand. Der Propeller machte ein paar letzte, müde Umdrehungen. Bernad Adeloff hatte einen seiner tollkühnen Gleitflüge gemacht.

Als Poppenhusen die Augen öffnete, blickte er gerade aus in seines Feindes steinernes Antlitz. Der hatte die Schutzbrille auf die Stirne geschoben und sah dem Beobachter fest in die Augen. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, nur ein unjagbar verächtliches

Bäckeln spielte um seinen schmalen, herben Mund. „Nehmen Sie die Meldungen und die Films an sich, Graf. Man wird Sie dringend erwarten. Ich heiße noch einmal auf.“

Poppenhusen packte die Sachen zusammen und verließ den Beobachterstüb. Unentschlossen blieb er vor dem Apparat stehen. Bernd Abeloff legte die Hand unwillig an den Sturzhelm. „Danke.“

Kurz und hart klang das. Poppenhusen flüchtete: er mußte gehen. Er verneigt sich flüchtig und schritt über den sandigen Flugplatz den Häusern zu. Hinter ihm ratterte der Motor von neuem auf. Er blickte sich nicht um. Das Surren des Motors klang ferner und ferner. Die Maschine mußte schon hoch sein. Eine Gestalt kam über den Platz und winkte ihm zu. Es war der Mannenrittmeister. Er lachte.

„Seil und Sieg, Graf. Hatten Sie Erfolg?“

Der Beobachter reichte ihm die Meldung. Plötzlich fuhr er erschreckend herum und folgte dem starren Blick des Mannen. Der wies mit der Rechten zum Horizont in der Richtung, in welcher Bernd Abeloff aufgestiegen war.

Poppenhusen schrie auf. Gellend. Markerschütternd. Haltlos griff er nach dem Arme des Rittmeisters.

Am tiefblauen Abendhimmel sauste ein Flugzeug wie ein Lahngekössener Vogel zu Boden.

Bernd Abeloff . . .

Büchertisch.

— Deutsche Sprachlehre. Im Verlag von Emil Roth in Gießen ist eine von Prof. Dr. Friedrich Schmidt in Darmstadt ausgearbeitete deutsche Sprachlehre für die höheren Schulen erschienen, die wohl auch manchem, der der Schule fern steht, willkommen sein wird. Bei allem Bestreben, auch wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, berücksichtigt diese deutsche Sprachlehre vor allem die Fassungskraft des jugendlichen Geistes und die praktischen Bedürfnisse der höheren Schule. Übungsaufgaben, wie sie die Volksschulgrammatiken bieten, fallen hier weg, weil in der höheren Schule der Übungsstoff dem Unterricht und dem Lesebuch entnommen werden muß. Paradigmen, Konstruktionsaufgaben, Einzelbeobachtungen und Analogieaufgaben, die in der fremdsprachlichen Grammatik im Vordergrund stehen, treten hier zurück. Der Schwerpunkt der Behandlung liegt vielmehr auf den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache, den Schwierigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs und auf der Erziehung des Schülers zur Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit. Daß dabei die sprachgeschichtliche Entwicklung gebührende Beachtung finden mußte, ist selbstverständlich. Althochdeutsche und mittelhochdeutsche Sprachformen haben freilich nur in Ausnahmefällen Aufnahme gefunden, da auf den höheren Schulen bis heute das Althochdeutsche überhaupt nicht, das Mittelhochdeutsche nur in beschränktem Maße gepflegt wird. Eine den neuzeitlichen Forderungen entsprechende kulturgeschichtliche Betrachtungsweise kommt besonders in den Abschnitten: Wortbedeutung und Zusammensetzung unseres Wortschatzes zur Geltung. Aber diese Grammatik beschränkt sich nicht lediglich auf die Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache, sondern sie will zugleich, ausgehend vom Deutschen, eine Einführung auf das sprachliche Denken überhaupt bieten, die grammatischen Grundbegriffe erklären, einen grundlegenden grammatischen Unterrichtsengang schaffen, der das enthält, was die fremdsprachlichen Grammatiken voraussetzen. Auf diese Weise will sie dazu beitragen, eine einheitliche sprachliche Schöpfung zu fördern, die von der Muttersprache ausgeht, durch die vergleichende Behandlung der fremden Sprachen erweitert und vertieft wird und in ihrem Ergebnisse wieder der Muttersprache zugute kommt. Besonders eingehend wird aus diesem Grunde die Satzlehre behandelt, die in der rein wissenschaftlichen Grammatik noch immer hinter der Lautlehre und Formenlehre zurückzutreten pflegt. Für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen will diese Sprachlehre ein Lernbuch sein. Die am Rand beigebrachten Massenbezeichnungen geben einen Vorschlag, wie etwa nach den Lehrplänen der Lehrstoff auf die einzelnen Klassen verteilt werden kann. Den Oberklassen soll diese Grammatik hauptsächlich als Nachschlagewerk dienen. Eine ausführliche Inhaltsangabe und ein alphabetisches Wort- und Sachverzeichnis soll diesen Gebrauch erleichtern. Die Anfänge dieses Buches liegen zwölf Jahre zurück. Es ist erwachsen aus den grammatischen Vorarbeiten des in demselben Verlag bereits in zweiter Auflage erschienenen „Deutschen Lesebuchs für die höheren Schulen des Großherzogtums Hessen“ und stellt also gleichsam die dritte, völlig umgearbeitete und vielfach erweiterte Auflage dieser im praktischen Unterricht an vielen Schulen durch lange Jahre hindurch bewährten und erprobten Vorläufe dar. Die Zahl der deutschen Grammatiken, die in die höheren Schulen Eingang gefunden haben, ist nicht groß. So möge denn diese neue Sprachlehre, die von vornherein für die praktischen Bedürfnisse der höheren Schulen berechnet ist, nicht für überflüssig gehalten werden! Möge sie sich im Unterricht der höheren Schulen brauchbar erweisen in einer Zeit, wo infolge des Krieges überall in deutschen Landen der Sinn für deutsches Wesen und deutsche Eigenart neu erwacht ist und wo an den deutschen Unterricht und den deutschen Sprachunterricht neue und höhere Anforderungen gestellt werden! Die Sprachlehre kostet broschiert 2 Mark und gebunden 2,60 Mark.

— Wallenstein's Antlitz, Gesichte und Geistesleben vom 30jährigen Krieg von Walter Fleg; G. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Ostar Beck, München; Preis geb. 3 Mark. — Ein Beweis mächtiger von bleibendem Wert hat Walter Fleg, den wie so manches junge Talent die feindselige Angel hitzigegegriffe hier hinterlassen. Mit psychologischer Schärfe schält der Verfasser, der sich wirklich genug ist, um den historischen Hintergrund nicht allzusehr durch Ausschmückungen zu beladen, seine Charakter heraus. Fesseln in packender Sprache sind die Bilder entworfen, niemals erwidert oder weitschweifig werdend. Das Bändchen wird seine Liebhaber finden.

— Die neueste Nummer der Leipziger Illustrierten Zeitung (Nr. 9808, Verlag J. J. Weber), die dem Bierbund gewidmet ist, erbringt in Wort und Bild den Gegenbeweis gegen die Behauptungen unserer Feinde, der Bierbund stelle eine unnatürliche Staatenbildung dar. Autoren wie Friedrich Naumann, Prof. Dr. Jäch, Oberst Egg, Feldmarischall-Deutnant von Hoer, Professor Labe, Professor Krusch, die Ministerialdirektoren Goltz, Kuhle und Sumpfer, Reichsrat von Müller u. a. Autoritäten auf ihren Gebieten zeigen in einer Reihe von Artikeln, daß es sich beim Bierbund um keine willkürliche Konstruktion, sondern um ein organisches Gebilde handelt, das gemeinsame Interessen und gemeinsame Bestrebungen zu einem mächtigen Ganzen zusammengefaßt haben. Das geschriebene Wort wird durch eine Reihe wirkungsvoller Illustrationen unterstützt und belebt. Von besonderer Wirkung sind das Stückchen Gemälde „Feinde ringsum“, die Gemälde von Hartmann „In der Gegend von Doiransee“ und von Grottemeyer „Die Bagdababar“, das Seestück von Hans Bohrdt, ferner ein technisches Aquarell „Wasserübergang und Schachtschlüsse bei Münden“ von Oronska. Die graphische Kunst ist ausgezeichnet vertreten durch Ringer, Iselmann, Giese und Kasimir.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Graupenpudding. Am Abend wäscht man 250 Gramm Graupen ein, kocht sie am anderen Tag in leicht gesüßtem, nach Geschmack gewürztem Wasser zu dickem Brei, der erkalten muß. Man rührt dann durch den Brei 1 Löffel lauwarme Butter, zwei Eigelb, Zitronensaft, 100 Gramm Zucker, 3 Eßlöffel Brotkrumen und den Schnee der Eier. Die Masse wird in ausgestrichener Puddingform 1 1/2 Stunde im Wasserbade gekocht und bevor man sie isst, 1/2 Stunde stehen gelassen.

Spinatpudding. 2 Kriegsweden werden in Wasser oder Milch, auch halb und halb, eingeweicht, fest ausgedrückt, etwas Petersili und Zwiebel in Fett gedämpft, darüber 1 Teller frischen, abgekochten Spinat oder übriggebliebenes Spinatgemüse, Salz, Muskat 1—2 Eier, das Weiße zu Schnee leicht unter die Masse gerührt, diese in eine beschränkte Puddingform gefüllt und 1 Stunde im Wasserbad gekocht. Der Pudding wird zu Salat oder zu einer Buttersoße gegeben.

Spinatauflauf. 1 Pfund Spinatbrei, Mus von 1/4 Pf. Kartoffeln mit 1/2 Liter Milch durchgerührt, werden lageweise in eine Auflaufform getan, zuerst Kartoffelbrei, der wenn man Käse hat, mit demselben bestreut wird, dann Spinat, zuletzt Kartoffelbrei. Die Oberfläche wird mit Butter bestreut, Brokrumen, auch Käse darübergestreut und im Ofen leichtbraun gebacken.

Berierbild.



Sieh, Kamerad, da drüben . . . Ja! wo steckst du denn? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Pinzel — Injel.